



Gentleman Jim und der Polizist.

Auf seiner Bank im Hyde-Parl rühte Gentleman Jim unbehaglich hin und her. Wenn die Bäume kahl sind und wenn Londonerinnen ohne Sealskinpelz zu ihren Ehemännern nett und freundlich werden und wenn Gentleman Jim auf seiner Bank unbehaglich hin- und herrückt: dann, ja dann ist der Winter da.

Höchste Zeit, irgendwohin auf Winterfrische zu gehen. Gentleman Jims Ehrgeiz verstieg sich gar nicht ins Höchste; da gab es keinen Gedanken an eine Mittelmeerreise oder an die Kanarischen Inseln, deren Klima so berühmt ist, oder an die Cheops-Pyramide. Drei Monate im Polizeigefängnis waren seine einzige Sehnsucht. Drei Monate Quartier und geregelte Mahlzeiten und dazu die entsprechende Gesellschaft — mehr brauchte er nicht.

Nun, nachdem Gentleman Jims Entschluß gefaßt war, ging er sofort an die Ausführung. Eine Menge von Wegen standen ihm offen: der angenehmste: in einem teuren Restaurant schlemmerhaft zu dinieren und dann, nach deklariertem Zahlungsunfähigkeit, ruhig und ohne jedes Aufsehen einem Polizeibeamten übergeben werden. Ein menschenfreundlicher Distriktsrichter würde den Rest besorgen.

Gentleman Jim machte einen Spaziergang durch die eleganten Straßen der Stadt. Vor einem glänzenden Café-Restaurant in der Nähe des Piccadilly-Zirkus blieb er stehen. Was sein Aussehen von den Knien aufwärts betraf, so hatte er das vollste Vertrauen zu sich. Gentleman Jim war rasiert, sein Hut war soweit in Ordnung und eine barmherzige Witwe hatte ihm vor kurzem den Wintermantel des teuren Verstorbenen geschenkt. Wenn er unbemerkt einen Tisch erreichen konnte, war alles gut. Die Körperpartien über der Tischplatte würden bei keinem Kellner Mißtrauen erregen. Eine gebratene Ente, dachte Jim, würde so ungefähr das Richtige sein — dazu eine Flasche Chablis, dann Camembert, eine Tasse Türkischen und eine Zigarre. Zu zwei, höchstens drei Schilling das Stück; er wollte nicht auf fremde Kosten zu verschwenderisch leben und auf diese Art die äußerste Nachsicht der Geschäftsführung hervorrufen. Nein, er wußte sich in gewissen Grenzen zu halten.

Die gute Mahlzeit würde ihn für die Reise in den Polizeiarrest stärken.

Doch als Gentleman Jim den Fuß in das Luxuslokal setzte, traf der Blick des Oberkellners die zerfransten Hosen und die alten, ausgegetretenen Schuhe. Kräftige und griffbereite Hände drehten ihn die Dreh hinaus und bewahrten die gefährdete Bratente vor einem unrühmlichen Schicksal.

Gentleman Jim lenkte seine Schritte in die Richtung des Geschäftsviertels. Die Fahrt in die Winterversorgung sollte anscheinend nicht auf dem genickerischen Weg erfolgen. Man mußte an etwas anderes denken.

An einer Ecke des Strand zogen eine splendide Anlageneleuchtung sowie das künstlerische Arrangement der ausgestellten Lederwaren die Aufmerksamkeit Jims auf sich. Nach langem, vergeblichen Suchen konnte sich Jim bei einem aufgerissenen Stück Straße in der Umgebung eines Brodens Asphalt bemächtigen, den er mit Wucht in die Spiegelscheibe warf. Leute raunten um die Ecke, an ihrer Spitze ein Polizist. Jim stand ruhig da, die Hände in den Taschen und lächelte bei dem Anblick von Messing knöpfen.

„Wo ist der Kerl, der das gemacht hat?“ erkundigte sich der Polizeibeamte aufgeregt.

„Glauben Sie nicht, daß ich etwas mit der Sache zu tun habe?“ Gentleman Jim stellte diese Gegenfrage nicht ohne Sarkasmus, aber freundlich, so wie man einen guten Ausgang begrüßt.

Aber der Polizeibeamte beachtete ihn nicht weiter. Leute, die Schaufenster einschlagen, lassen sich auf keine ironischen Gespräche mit der Polizei ein, sondern sie machen sich auf die Beine, einen halben Häuserblock weiter unten sah der Polizist einen Mann, der einem Autobus nachsah. Und nun lief der Hüter der öffentlichen Ordnung mit geschwungenem Knüttel hinterdrein. Degoutiert wandte sich Gentleman Jim von dem Schauspiel ab.

Eine plötzliche Furcht ergriff ihn, daß irgendeine schreckliche Verzauberung ihn vielleicht unverhaftbar gemacht habe. Der Gedanke jagte ihm eine panische Angst ein und als er in diesem Augenblick auf einen anderen Konstabler stieß, der vor der

Front des Olympia-Theaters majestätisch aufgebaut stand, da griff er nach dem rettenden Strohalm „lärmenden und ungebührlichen Verhaltens“.

Mit der ganzen Kraft seiner heiseren Stimme begann Jim Schimpfworte, sinnloses Zeug sowie Schwähungen gegen seine Schwiegermutter zu brüllen. Er heulte laut und anhaltend und tanzte dabei wie ein Rasender auf dem Trottoir herum.

Der Konstabler schwang seinen Knüttel im Kreis, drehte Gentleman Jim den Rücken und bemerkte zu einem friedlichen Bürger: „Das ist einer von den Cambridge-Studenten, die das gewonnene Match gegen Oxford feierten. Machen viel Lärm, sind aber harmlos. Wir haben den Auftrag, nicht einzuschreiten.“

Verzweifelt gab Jim die unnütze Anstrengung auf. In seiner Phantasie wurde das Gefangenhaus zu einer unerreichbaren Gralsburg. Er wickelte sich fester in den Mantel und war trostlos.

In einem Zigarrenladen endlich sah er die schönste Gelegenheit: ein gut angezogener Herr zündete an der dort brennenden Flamme seine Zigarre an; den seidenen Schirm hatte er vorher in die Türde gesteckt. Gentleman Jim trat frech in den Laden ein, packte den Schirm und ging damit langsam weg. Der Mann mit der Zigarre folgte ihm hastig.

„Mein Schirm“, sagte er drohend. „Wirklich?“ höhnte Gentleman Jim und fügte zum Schaden eines geringeren Eigentumsdeliktens noch den Spott hinzu: „Na, warum rufen Sie denn nicht einen Blauen? Ich habe Ihren Schirm genommen. Schreien Sie doch! Dort steht einer von Ihren Freunden an der Ecke.“

Der Eigentümer des Schirmes verlangsamte seinen Schritt. Jim tat desgleichen und hatte schon eine böse Ahnung. Der Konstabler an der Ecke schaute sich die beiden neugierig an, bereit, jeden Augenblick einzugreifen.

„Natürlich“, sagte der Schirmmann, „das heißt — Sie wissen ja, wie solche Mißverständnisse entstehen — Ich — wenn das Ihr Schirm ist, so entschuldigen Sie bitte — heute mittags im Restaurant — wenn Sie ihn als den Ihrigen erken-

nen — selbstverständlich gern bereit — entschuldigen Sie — —

„Gewiß gehört er mir“, sagte Gentleman Jim haßerfüllt.

Der Ex-Schirmbesitzer trat den Rückzug an. Und der Polizeikonstabler beeilte sich, einer blonden Schönheit in Hermelin über die leere Straße zu helfen, wegen der drohenden Gefahr eines Unglücks durch einen Straßenbahnzug, der sich zirka dreihundert Meter weit weg befand.

Gentleman Jim ging weiter. Er kam wieder zu der Stelle, wo die Pflasterung aufgerissen war, und sah: er war im Kreise gegangen. Wütend schmiß er den Schirm in die große Grube. Er murmelte Betswünsche gegen die Männer mit Helmen und Gummimützeln. Weil er einmal in ihre Schlingen fallen wollte, schienen sie ihn als ein Mitglied des Königshauses zu betrachten, das keine Uebelthat begehen konnte und immer straffrei war.

Schließlich erreichte Jim Whitechapel. Er war müde und wollte zu einer Bank im Hydepark zurück, denn heimatische Instinkte setzen sich selbst dann noch durch, wenn das Heim bloß eine Parkbank ist.

Aber auf einem ungewöhnlich stillen Platz blieb Gentleman Jim nochmals stehen. Da war eine kleine, eiseubewachsene Kirche. Durch ein violett bemaltes Fenster glühte ein sanftes Licht; gewiß sah da drinnen noch der Organist und studierte die Sonntagsmesse ein. Liebliche Musik drang an das Ohr Gentleman Jims, packte ihn und hielt ihn an dem eisernen Geländer der Umfriedung fest.

Der Vollmond schien hell und ruhig; es gab nur wenige Wagen und Fußgänger

in der Umgegend. Und die Hymne, die der Organist spielte, ließ Gentleman Jim nicht los, denn er hatte sie noch in jenen Tagen gekannt und gesungen, wo es in seinem Leben solche Dinge gab, wie Familie und Rosensträuße und Ziel und Freunde und schöne Gedanken und blütenreine Halskragen.

Ein augenblicklicher Impuls bewegte Jim, den Kampf mit seinem unglücklichen Schicksal wieder aufzunehmen. Er würde sich aus dem Dreck herausziehen; er würde wieder einen Mann aus sich machen; er würde den bösen Geist bekämpfen, der von ihm Besitz ergriffen hatte. Es war noch Zeit; er stand in einem verhältnismäßig jugendlichen Alter; er würde seine vergangenen ehrgeizigen Ziele wieder aufstellen und dem Weg zu ihnen unbeirrt folgen. Diese milden, mächtigen Orgeltöne hatten eine völlige Revolution in seinem Innern bewirkt. Morgen würde er zu den Indiens-Docks hinuntergehen und eine Arbeit finden. Ein Holzimporteur hatte ihm einmal eine Stelle als Wagenlenker versprochen. Er würde ihn auffuchen und ihn um den Posten bitten. Er würde wiederum etwas vorstellen in der bürgerlichen Welt. Er würde — — —

Gentleman Jim fühlte eine Hand auf einem Arm. Er sah sich um und blickte in das breite Gesicht eines Polizeimannes.

„Was machen Sie hier?“ fragte der Konstabler.

„Nichts“, sagte Gentleman Jim.

„Dann kommen Sie mit mir“, sagte der Konstabler.

„Drei Monate!“ jagte der Richter des Polizeigerichts am nächsten Morgen.

um die nächste Ecke biegen, ich lief und hielt ihn fest.

Er war sehr erschrocken. In diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich keine Möglichkeit hatte, ihm das alles zu sagen. Ich sprach englisch und französisch, er starrte mich noch immer sehr verwirrt an, und plötzlich begann er zu reden, rasch, ängstlich und vielleicht unglücklich, er zitterte am ganzen Körper.

Und dann riß er etwas aus seiner Tasche, gab es mir, und war im nächsten Augenblick unter den Menschen, die sich vor der Markthalle zusammendrängten, verschwunden.

Es war mein silbernes Zigarettenetui.

Ein Millionenjähriger erzählt . . .

Sie wollen wissen, woher ich stamme und wie ich auf diese einsame Sandbank gekommen bin? Gerne, mein Herr, ich bin zwar nur ein ganz gewöhnlicher, weißgrauer Kieselstein, flach und abgeschliffen von meiner langen Wanderung, aber trotz meines hohen Alters habe ich noch ein ganz ausgezeichnetes Gedächtnis und werde mich bemühen, Ihnen ungefähr meinen Lebenslauf zu schildern:

Meine Geburt liegt allerdings schon etliche Jahrtausende zurück, ob drei, vier oder zehn, ist ja schließlich ganz nebensächlich. Damals stutete um die heutigen Alpenreste ein warmer, tropischer Ozean, aus dem nur die höchsten Spitzen wie kleine Inseln herausragten. In diesem warmen Alpenmeer wurden wir Kiesel von unseren Urmüttern, den kleinen Korallentierchen, langsam geboren. Jeder Zentimeter brauchte Jahre, aber man hatte damals Zeit und es war dennoch nie langweilig, denn es lebte in diesem Meer eine ganz andere Gesellschaft als hier: in dem elenden Rinnsal, das Sie als Strom bezeichnen. Da schwammen schon in meiner frühesten Jugend riesige, bunte Fische um mich herum, es wimmelte von Wasserungeheuern aller Art, man fraß und wurde gefressen, dazu gab es prächtige Vulkanaustrübe und Erdbeben und bei einem solchen Beben wurde auch mein Urvater, das Wettersteinmassiv, um einige hundert Meter hochgehoben. Da hatte ich plötzlich Sonne, Auslicht und etliche hunderttausend Jahre Gelegenheit, das Sinken des Meeres unter mir zu beobachten. Das ging sehr langsam, mein Herr, und während sich unten das Wasser immer tiefer durch die neuen Täler fraß, begann bei uns oben allmählich die Zerstörung. Schnee und Eis nippten sich in den kleinen Spalten ein und eines Tages kollerte ich mit einem Riesenschloß an tausend Meter hinunter!

Als ich von dem Schock wieder zu mir kam, war ich zum erstenmal selbständig, ich hatte die Größe Ihres Kopfes und begann jetzt meine Wanderung. Zuerst wurde ich bei einem Wollenbruch von meiner Geröllhalde in einen Wildbach geschwemmt und rollte in etlichen Jahrhunderten bis in den Inn. Dort ging es viel langsamer vorwärts, manchmal lag ich ein paar tausend Jahre auf dem gleichen Platz, bis ich mich wieder verändern konnte. In der Donau wurde es noch langweiliger, überdies hatte ich Pech, ich wurde bei einem Hochwasser über die Uferböschung hinausgetragen und lag jetzt lange im Trockenen. Da wuchsen Bäume über mich und ich hatte auf meine Reife schon ganz vergessen, als ich bei einer großen Uberschwemmung neuerlich fortgetragen wurde. Seitdem wiederholt sich immer das gleiche, ich wandere von einer Sandbank zur anderen, auf dem Platz hier liege ich schon seit dem vergangenen Frühjahr und es ist mir außerordentlich angenehm, daß Sie gerade mich unter

Der Taschenspieler vom Crocodilo.

Von Otto F. Jahn.

Ich saß im Crocodilo von Valenzia und aß Nühreier mit Schinken. Der Wirt stand daneben, er schien sich mit mir zu unterhalten, er rebete ohne Pause und schwang seine Arme im Kreise, zuletzt setzte er sich und goß ein zweites Glas voll Vortz. Ich sagte stets, wenn er Lust holte, „ja“, es war das einzige, was mir einfiel. Sein Monolog nahm kein Ende, ich war fertig, zündete eine Zigarette an, er holte mit zwei Fingern einen schwarzen Tabak aus der Pofentafel, riß ein Stück von der Zeitung ab und drehte alles in den Händen; nun blies er den Rauch erregt von sich.

Bis dahin war in der Bodega ein toller Lärm. Es roch nach Hammelfleisch, und die Gäste, die es in den Fingern hatten, tauchten die Stücke schreiend in ihren Wein. Sie brachen Langusten auseinander und streuten die Schalen auf den Boden, ein kleines Kind kroch unter den Tischen umher und puppte alle Schuhe, die es erreichen konnte. Plötzlich wurde es ganz still in der elenden Schenke, jemand strich leicht über ein Banjo, die Töne klangen wunderbar, zart und felsam unter der Tür.

Der Wirt schlug mir auf die Schulter, er legte die Hand auf das Herz und wies auf einen jungen Menschen, der eben eingetreten war; er saß am obersten Tisch und spielte, ganz für sich, ohne aufzusehen, ein paar Akkorde auf seinem Banjo.

Plötzlich richtete er seine Augen auf mich. Wir sahen uns an, er lächelte, wobei er den Mund etwas öffnete. Er sagte halbblaut zwei Worte, und er strich, immer lächelnd, über das Banjo. Dann begann er zu singen. Kein

Mensch rührte sich, er sang ein andalusisches Volkslied, ein kleines, nichtsagendes und vielleicht recht albernes Liedchen, aber ich schwöre, daß ich nie einen Tenor gehört habe, der so leidenschaftlich und sanft zugleich war und der mich so in Erregung versetzte. Meine Hände zitterten, mein Herz schlug, ich konnte nicht denken und stand atemlos unter diesem herrlichen Wohlklang wie unter einem warmen, strömenden Regen. Ich fühlte, daß ich ein Wunder erlebte, einen Naturfänger mit dem prachtvollsten Material und einen Künstler von starker Befessenheit. Was er noch sang, ich weiß es nicht, ich hätte weinen mögen, und es wäre geschehen, wenn es hier nicht nach Hammelfleisch und Langusten roch, und wenn die Gäste nicht jedes Lied mit brüllendem Beifall begleitet hätten.

Plötzlich sprang der junge Herr auf, warf sein Instrument beiseite, hatte ein Palet Spielkarten in der Hand. Er wirbelte sie durch die Luft, fing sie auf, zeigte die Taschenspielerstücke, die man überall sieht, er antwortete frech auf die Zurufe, und einmal schritt er auf mich zu, und zog unter johlender Zustimmung Hunderte von Karten aus meinen Taschen. Er verbogte sich tief, nahm seine Mütze und sammelte, herzlich wenig bekam er, Kupfer und einen Beseten, von mir. Er ging.

Ich war bitter enttäuscht. Wie konnte er sich zu diesen traurigen Scherzen hinreizen lassen? Sagte ihm niemand, daß mehr Gold in seiner Kehle stecke, als seine Hand je Kupfermünzen halten würde? Ich stand auf, bezahlte und ging. Draußen sah ich ihn geradlinig

meinen Brüdern bevorzugten und mir für meinen Bericht eine kleine Gefälligkeit erwiesen werden:

Wenn ich bitten darf, dann werfen Sie mich jetzt recht weit in den Strom hinaus, denn ich hasse die Hitze und befürchte überdies, daß mich eine der Schaufeln fangen könnte, mit denen man hier Schotter auf die Fuhrwerke wirft. Vor einer solchen Unterbrechung meiner Reise habe ich Furcht, denn ich lag jetzt einige Zeit neben einem Kiesel, der dreihundert Jahre in einem Hause eingemauert war und

erst entkam, als es abbrannte. Er hat mir ernstlich Angst gemacht, denn auch ich wäre vor kurzer Zeit fast in ein Feuer geraten. Damals lag ich einige Meilen stromaufwärts von hier. Da kamen einige Männer, die nur mit Fellen bekleidet waren, sie schlugen auf einen spitzen Stein los und braunten dann knapp neben mir ein Feuer an — ich werde diese schreckliche Hitze nie vergessen! Also, wenn ich bitten darf, dann werfen Sie mich recht weit hinaus! Vielen Dank im voraus!

Volkmar Fro.

Wie Götter entstehen.

Der Götterglaube hat verschiedene Wurzeln. Die geringe Naturkenntnis früherer Zeiten machte unerkannte Naturerscheinungen und Naturkräfte zu übermenschlichen Wesen oder sah diese hinter ihnen als Erreger und Beweger. Auf diese Weise wurden zum Beispiel die Gestirne im Glauben der Menschheit zu Gottheiten; Gottheiten bewirkten nach dieser Anschauung auch die Erscheinungen der Vegetation; in Wasser, Feuer, Luft und Erde vermutete man übermenschliche, menschenähnliche Persönlichkeiten.

Aber auch auf geschichtliche Tatsachen geht hin und wieder ein Götterglaube zurück: um dem eigenen Stamm oder Volk erhöhte Bedeutung zu geben und sie an ein ewiges geschichtliches Leben zu binden, verliehen die Menschen den großen Persönlichkeiten der Vorzeit häufig göttlichen Charakter. So entstammten die Gründer der griechischen Stadtstaaten, des Römischen Reiches, der großen deutschen Volksstämme der Sage nach göttlichem Geschlecht.

Eine besondere Art der Gottheiten sind die Heilande oder Erlösergottheiten, die in allen höheren Religionen eine Rolle spielen und deren bekanntester der jüdisch-christliche Heiland Jesus Christus ist. Der Beweis, daß Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen sei, ist in wissenschaftlicher Weise nicht zu erbringen, aber es gibt Fälle, in denen irgendwie bedeutungsvolle Menschen nach unheimlich kurzer Zeit zu solchen sagenhaften, „mythischen“ Persönlichkeiten werden. Das kommt bis auf den heutigen Tag vor.

Ein besonders interessantes Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit ist der „blonde Inka von Paukartambo“, von dem heute auf der Andenhöhebene in Südamerika die Erinnerung der Bergindianer spricht. Da, es gibt noch alte Männer und Frauen, die ihn gekannt haben.

Seine Geschichte ist folgende: Ein deutscher Auswanderer, namens Karl Lamp, kam vor etwa 60 Jahren nach der Westküste Südamerikas, wanderte die Nordküsten hinauf und gelangte endlich in den nur von Indios bewohnten Bezirk von Paukartambo. Er stellte sich alsbald anders zu den Indios als die übrigen Weißen, die die eingeborene Bevölkerung als Gegenstand der Ausbeutung ansehen und keine Gemeinschaft mit ihr halten. Karl Lamp teilte das gesamte Leben der bäuerlichen Hochgebirgsbewohner. Er arbeitete gemeinsam mit ihnen, wohnte bei ihnen, feierte ihre Feste mit und erwarb rasch eine genaue Kenntnis ihres Wesens, ihrer Sprache und ihrer Anschauungen.

Da er ein stiller, blonder Mann von gutem Verstand und gewinnendem Wesen war, dauerte es nicht lange, bis ihn die Indios seiner Dorfgemeinde zu ihrem Vornamen bei der Arbeit machten. Besonders zugezogen waren ihm die indianischen Frauen, die in der großen Mehrzahl dem Verkehr mit weißen Männern ohnehin geneigt sind. Karl Lamp führte offiziell die Viehheerde des Dorfhauptlings ein, und bald bevölkerte sich der Bezirk von Paukar-

tambo mit seinen Kindern, die vorzugsweise von weißer Hautfarbe waren.

Von den alten Indios lernte der deutsche Kolonist die Geheimnisse ihrer Religion, bald gehorchte ihm die gesamte eingeborene Bevölkerung in den Hochtälern des Mupacho und Pinipini; sie erwies ihm die Ehren eines „Inka“, d. h. eines Sohnes der Sonne und ihres Herrschers.

Ähnlich wie Jesus Christus, der Sohn des jüdischen Stammesgottes Jahwa, wurde nun Karl Lamp für das Bewußtsein der Indios zum Heiland, das heißt zum Rächer der unterdrückten Rasse und erhofften Wiederhersteller des alten Reiches der Inkas.

Karl Lamp beschloß, sich des janatijchen Vertrauens der Eingeborenen zu bedienen, um seinem alten Vaterlande eine Kolonie zu schaffen. Immer weiter dehnte er daher seinen Ein-

fluß aus; wie man sagt, besaß er auch das Geheimnis des vor den Spaniern verborgenen „Schates der Inkas“; er verfügte über zwanzigtausend bewaffnete Indianer und träumte von einem indianischen Kaiserthum unter der Schutzherrschaft des Deutschen Reiches.

Ende der sechziger Jahre faßte er den Entschluß, nach Europa zu gehen und mit Bismarck wegen der Abgabe von Kriegsmaterial und der Uebernahme des Protektorats zu verhandeln. Zur Durchführung seiner weitreichenden Pläne bedurfte er moderner Waffen, über deren heimliche Einfuhr er bereits feste Pläne hatte.

Die Indios ließen ihn ungern ziehen. Ihre Ahnung, daß er großen Gefahren entgegengehe, war berechtigt. Denn man hat seit der Abreise Karl Lamps aus jenen Andentälern nichts mehr von ihm gehört. Er verschwand spurlos. Man will wissen, er sei auf der Reise auf geheimnisvolle Weise ermordet worden.

Sein Verschwinden aber trug besonders viel dazu bei, daß er später im Glauben der Indios als mythische Persönlichkeit lebte. Noch heute erzählt man an den Herdfeuern von Paukartambo von dem Pako Inka, vom Blonden Inka.

Wird er (wie auch von dem christlichen Heiland Jesus erwartet wird) wiederkehren, sein Werk zu vollenden und das große Inkareich wiederherstellen?

Die Indios der Hochanden hoffen es.

G. S. R.

Fromme Räuber.

Von Harvey J. Howard.

Der amerikanische Arzt Harvey J. Howard hatte das Pech, einer chinesischen Räuberbande in die Hände zu fallen, und wurde zehn Wochen lang auf allen Raubzügen mitgeschleppt. 10.000 Pfund sollte er für seine Freiheit zahlen — andernfalls erschiesen. In seinem soeben bei F. A. Brodhäus, Leipzig, erschienenen Buch „Zehn Wochen bei chinesischen Banditen“ erzählt er wahrheitsgetreu die Geschichte seines wechselvollen Schicksals und seiner gefährlichen, nicht selten gräßlichen Abenteuer als Räuberdoktor bis zu seiner Befreiung durch eine kleine Armee von 1000 Mann unter dem Kommando eines ganzen Generalstabs. Howards Buch gewährt tiefe Einblicke in das chinesische Banditenwesen, in die erschütternde Tragödie des ausgefaugten chinesischen Bauerntums und des zerrissenen, aus tausend Wunden blutenden Landes überhaupt. Wir drucken mit Genehmigung des Verlages nachstehend aus dem als 50. Band der wertvollen und wohlfeilen Sammlung „Reisen und Abenteuer“ — jeder Band mit vielen Abbildungen und Karten nur 2.80 Mark — erschienenen Buch eine Stelle ab.

Die nächsten zehn Tage schlichen träge dahin. Der Proviant wurde knapp, so daß die Nationen beschränkt werden mußten. Die Lage wurde dadurch verschlimmert, daß das Salz zur Reize ging. Unter diesen Umständen verlor ich schnell weiter an Gewicht, obwohl ich mich körperlich wohlfühlte. Einige Räuber bemerkten voll Sorge meine schnelle Gewichtsabnahme und suchten den Wald nach Rüssen und Beeren ab, die sie mit mir teilten. Am meisten tat sich dabei ein Räuber namens Ming Shan hervor, ein richtiger weiterfester Sohn der Berge.

Ming Shan war ein ruhiger, unauffälliger Mann, der niemals Streit suchte. Er

hatte eine trockene, humorvolle Ausdrucksweise, die oft doppeltinnig war. Die andern Räuber betrachteten ihn als Mann voller Geheimnisse und hatten etwas Angst vor ihm. Er war bis zu dem Grade kind des Waldes, daß er die drei — später zwei — täglichen Sirkenmahlzeiten ablehnte, die allgemein ausgegeben wurden; statt dessen trieb er sich in seiner Freizeit im Walde herum, wo er Beeren, Pilze, Haselnüsse und Eicheln suchte. Eines Tages kam er triumphierend ins Lager. Er hatte im Innern eines hohlen Baumes eine Menge Honig gefunden, den er in einen Teetopf aus Blech gefüllt hatte. Fast immer teilte er solche Leckerbissen mit mir und ein paar Freunden. Je weiter wir in den Herbst hineinkamen, um so spärlicher wurde die Nahrung, die der Wald liefern konnte; selbst die Eicheln, die wir natürlich am wenigsten schätzten, wurden selten.

Ich erinnerte mich an einen Vorfall, der einige Tage zurück lag und der eine andere Seite von Ming Shans Charakter hatte erkennen lassen: Es war an einem Tage, an dem uns die Soldaten dicht auf den Fersen waren; schon tags zuvor waren die Räuber beinahe in eine Falle gegangen. Infolgedessen hatte sich die Bande geteilt. Acht Hung-Huken, darunter Ming Shan, hatten sich mit den Gefangenen in einer schwer zugänglichen Schlucht oben an einem Berghang verborgen, während sich der Rest unten im Tal in den Hinterhalt legte, um den nachdrängenden Soldaten den Weg zu sperren.

Die Lage der Räuber an diesem Tage war außerordentlich ernst. Irigendwas mußte geschehen. Ohne die andern zu fragen, faßte Ming Shan einen Entschluß. Da er eigentlich immer Holz hatte, wenn er nicht gerade den Wald durchstöberte, wunderte ich mich zunächst nicht, als er sich mit der Art an einer mittelstarken Eiche zu schaffen machte, die vor unsern eilig gebauten Hütten stand. Meine Neugier

wurde jedoch erweckt, als ich bemerkte, daß er sie nicht fällte, sondern nur einen großen Span abhieb und die Schnittfläche glättete, die etwa 1 Meter hoch und 20 Zentimeter breit war. Dann nahm er ein Stück Kohle und malte einige große chinesische Schriftzeichen auf die Fläche. Die Schriftzeichen besagten, daß dieser Baum nunmehr ein Schrein sei, geweiht dem guten Glück und der Gesundheit Ring Shans und seiner Kameraden. Dann brachte er einige Räuberkerzen, die er anbrannte und vor dem Schrein in den Boden steckte.

Nun trat er zurück und betrachtete ein Weilchen zufrieden das Werk seiner Hände. Dann fiel er auf die Knie und beugte das Haupt dreimal zur Erde. Kniend verharrete er zwei bis drei Minuten in stiller Betrachtung, erhob sich und ging in seine Hütte zurück. Ohne ein Wort zu verlieren, folgten fünf andere Räuber seinem Beispiel und verrichteten nacheinander ihre Andacht vor dem Schrein. Sih Pen Tzu und Rao Li waren die einzigen, die nicht beteten; sie enthielten sich jedoch jeder Bemerkung. Als Schluß der Erzählung darf ich nicht vergessen zu berichten, daß die Soldaten uns an diesem Tage nicht folgten. Am nächsten Tage fehlten wir alle zusammen die Flucht nach Süden fort.

Als wir einige Zeit darauf Besitz von der Hütte des Wohnbauern auf der Berghöhe ergriffen, fanden wir ebenfalls einen Schrein, den der Bauer in einem kleinen Schuppen neben der Hütte errichtet hatte.

Während der drei Wochen, die wir dort verbrachten, verging kaum ein Tag, an dem nicht mehrere Räuber vor dem Schrein gebetet hätten. Der eifrigste von allen war der Mann mit der verwundeten Hand; er blieb stets in Gebetshaltung auf den Knien, bis seine Weihrauchstäbchen vollständig verbrannt waren, was oft eine Stunde und länger dauerte. Nicht einmal habe ich gehört, daß ein Räuber den andern wegen einer Mißhandlung verspottet hätte, ebenso wenig jedoch, daß einer den andern zum Beien gedrängt hätte. Jeder hielt es in diesen Dingen, wie er wollte, ohne daß jemand eine Bemerkung machte oder Kritik übte.

Die Langeweile dieser endlosen Tage war um so unerträglich, als ich weder Papier noch Bleistift zum Schreiben hatte. Die ganze Gesellschaft begann mir zum Ekel zu werden, und ich wußte nicht, was ich mit mir selbst anfangen sollte. Ich hatte nichts zu tun, denn die Räuber ließen mich aus Furcht vor einem Fluchversuch keinerlei Freiheit; sie hatten Angst, daß sie ihren „Fahrstein“, wie sie mich nannten, verlieren könnten — ihren Fahrstein nach dem Lande der Freiheit^{*)}. Ich war die Handelsware, gegen die sie schließlich ihre Sicherheit einzutauschen hofften. Sie waren so besorgt um mein Wohlergehen, daß ich mich nicht einmal am Abschlagen von Bäumen beteiligen durfte, damit ja nicht etwa ein Baum auf mich falle. Selbst Holz hacken durfte ich nicht, weil ich mich dabei verletzen könnte, obwohl sie mir während des Aufenthaltes auf dem Fort Komplimente über meine Fertigkeit mit der Art gemacht hatten. In Ermangelung einer richtigen Arbeit beschäftigte ich mich mit der Behandlung der geringfügigen Verletzungen und Krankheiten derjenigen Räuber, die mit ihren Kopfschmerzen und Wunden zu mir kamen. War auf diesem Gebiete nichts zu tun, so blieb mir immer noch eine Beschäftigung — Tierchen von den Nähten meines zerlumpte-

Rock abzulesen. Ich war dankbar für alles, was mir irgendeine Ablenkung bot!

Als die Räuber mir eines Tages wieder verboten hatten, Holz zu hacken, sagte ich ihnen, daß sie — wenn sie mich nichts arbeiten ließen — bald einen verrückten Amerikaner auf dem Hals haben würden. Diese Drohung schien jedoch nicht den geringsten Eindruck zu machen. Halb wütend, halb verzweifelt ging ich auf den Wachtposten zu und nahm ihm das geladene Gewehr aus der Hand. Ich sagte ihm, daß er sich schlafen legen solle, weil ich jetzt die Wache übernehmen würde. Dann schaltete ich das Gewehr und marschierte im Lager auf und ab. Die Umstehenden waren zuerst etwas erschrocken, aber dann sahen sie den Witz der Sache, und schallendes Gelächter erhob sich auf allen Seiten, als die Räuber heraustraten, um ihren neuen Wachtposten in Augenschein zu nehmen.

Alter und Vermehrung der Walfische.

Seitdem die Gefahr besteht, daß die Walfische durch allzu eifrige Jagd ausgerottet werden, sucht man ihre Lebensweise genauer zu erforschen, namentlich festzustellen, wie alt sie werden und in welchem Maße sie sich vermehren. Wenn man die Größe eines Walfisches mit der Größe eines Menschen vergleicht, so nimmt man unwillkürlich an, daß die Wale ein ungleich höheres Alter erreichen müßten, um so mehr staunt man, wenn man erfährt, daß die Wale selten älter als sechs Jahre werden. Erst durch längere Forschungsfahrten des englischen Dampfers „Discovery“ im südlichen Atlantischen Ozean zwischen dem Kap der guten Hoffnung und dem Kap Horn ist es durch die Untersuchung von 1688 Walfischen, die innerhalb drei Jahren gefangen wurden, gelungen, dies festzustellen. Ebenfalls zum ersten Male hat man durch diese Untersuchungen eine richtige und klare Auffassung von der Vermehrung der Walfische bekommen. Ein Walfischweibchen bringt durchschnittlich alle zwei Jahre ein Junges von 6,5 bis 7 Meter Länge im April bis Juli zur Welt. Das Junges wird mit fetthaltiger Milch bis zum Dezember gefängt und ist dann schon 12 bis 16 Meter lang. Im Winter der südlichen Halbkugel wandert es mit den Alten nach Norden und kehrt im Sommer nach Süden zurück. Nach zwei Jahren ist es ausgewachsen und beginnt sich fortzupflanzen.

Tagebuch eines Damenfriseurs

Von Ladislaus Lasatos.

Salome nahm den Kopf des Jochanaan in die Hände. Den ihren jedoch gab sie in meine Hände.

Die Blondheit ist ein chemisches Problem.

Es könnte schon möglich sein, daß Tizian schöneres Frauenhaar zu sehen konnte als ich. Aber seien wir gerecht: er hatte ja auch einen ganz anderen Tarif als ich.

Anatomie: Jede Frau beginnt bei mir und endet bei ihrem Schufter.

Herr X. glaubt, er habe sich in das Rotblond von Fräulein Y. verliebt, Quatsch! In meine Sennamischung.

Ungefärbtes Haar ist die größte Schamlosigkeit. Ist wie ein nackter Körper. Kann daher eine wirkliche Dame mit ungefärbtem Haar auf die Straße gehen.

Lerne Deutsch!

Ein deutscher Sprachführer für Deutsche.

„1000 Worte Deutsch. Ein Sprachführer für Nachdenkliche“, kündigt die Titelseite eines handlichen Buchkartons an (Verfasser Dr. Franz Leppmann, Ullsteinverlag, Berlin), in dem sich zwölf Heftchen befinden, aus deren unterhaltsamer Lektüre jeder Leser, auch der Sprachgewandte, viel Anregung schöpfen kann. Richtig deutsch sprechen — jeder Deutsche glaubt gerne, daß er sprachlich nichts zuzulernen braucht; hier wird er die Wahrnehmung machen, daß dem nicht so ist. Der Verfasser hat zweifellos recht, wenn er im Einleitungsaufsatz schreibt, daß es gerade der nachdenkliche Gebrauch der Muttersprache ist, der den gebildeten Menschen vom ungebildeten unterscheidet. In der Einleitung wird auch das Versprechen gegeben, dem Leser alles so einfach und unterhaltend wie möglich zu machen und man muß zugeben, daß der Verfasser sein Wort hält. Der Eindruck des Lehrhaften und Schulmäßigen wird streng vermieden und das Lernen zum reinen Vergnügen gemacht. Es ist manches in diesen Heften, das nur der Anregung und dem Nachdenken dient, vieles andere dagegen ist von praktischer Bedeutung und zur unmittelbaren Anwendung bestimmt, so daß man in mannigfacher Weise Nutzen aus ihnen ziehen kann. Dr. Leppmann bespricht darin mancherlei Sprachrichtigkeiten, die Mundarten, das Fremdwort, die Berufssprache, die Satzbildung, die Satzzeichen und vieles andere. Alles in allem liegt hier ein wertvolles Erziehungsbuch vor, das jeder Deutsche, der auf Sprachkultur Wert legt, lesen sollte. Nicht unerwähnt sollen die zahlreichen ulkigen Federzeichnungen bleiben, die im Texte verstreut sind und mithelfen, das Buch erfreulich zu machen.

— Heiteres. —

Der Lebenslustige. „Meine Frau hat die üble Angewohnheit, nie vor zwei Uhr ins Bett zu gehn!“ — „Und was macht sie die ganze Zeit?“ — „Sie wartet auf mich!“

Ein zwingender Grund. Rechtsanwalt: „Und warum eigentlich wollen Sie sich scheiden lassen?“ — Klientin: „Warum? Nun, weil ich mich wiederverheiraten will!“

Erfahrung. Er: „Glauben Sie, daß Klaffen ungesund ist?“ — Sie: „Ich weiß nicht... ich bin noch nie...“ — Er: „Was? — Geführt?“ — Sie: „Nein, krank davon geworden.“

In der Schule. Der Schübler K. wird immer von seinem Lehrer gemahnt, besser zu lernen und aufzupassen, aber es hilft nichts. In seiner Verzweiflung ruft ihm eines Tages der Lehrer zu: „Was aus Dir werden soll, weiß der liebe Himmel! Ich weiß es nicht. Deine Eltern wissen's nicht, der ganze Unterricht mit Dir ist eine Gelei... Höre zu... sieh nicht zum Fenster hinaus, wenn ich vom Gelei spreche, sondern sieh mich an.“

O diese Hitze! „Bei uns in Mexiko ist es so heiß“, sagte Don Juan de la Cavanna, „da trocken sogar der Regen unterwegs und kommt in kleine Kügelchen zur Erde.“ — „Das ist noch gar nichts“, erwiderte der Keger Muran Nganda, „bei uns in Afrika ist es so heiß, daß wir die Hühner mit Eis füttern müssen, sonst legen sie gekochte Eier.“

^{*)} In allen Verhandlungen mit den Generälen und Beamten über meine Freilassung bezeichneten mich die Räuber als ihren „Fähr“, was übersezt „Fahrstein“ bedeutet.